

# Der Wandel von Lebensformen — eine Entsolidarisierung der Gesellschaft durch Individualisierung?

Martin Diewald

## 1. Individualisierung, Pluralisierung und die These eines „Verlusts von Gemeinschaft“

Die *These eines Bindungszersfalls*, eines „Verlusts an Gemeinschaft“ hat innerhalb der Soziologie, wenn auch in verschiedenen Versionen, über die Jahrzehnte hinweg einen erstaunlich dauerhaften Erfolg bewiesen. Ob im Zusammenhang mit der Entstehungsphase der modernen Industriegesellschaften oder den nachfolgenden Verstädterungsprozessen oder dem Ausbau wohlhabender staatlicher Bürokratien: Die jeweiligen Folgen wurden vornehmlich als Bedeutungsverlust und Destabilisierung zwischenmenschlicher Beziehungen charakterisiert. Diese Einschätzung einer fortdauernden Erosion beherrscht auch die Diskussion um den gegenwärtigen sozialen Wandel. Sowohl innerhalb der Sozialwissenschaften als auch in der breiteren Öffentlichkeit kursiert die Befürchtung, daß die Infragestellung etablierter Lebensformen eine Tendenz zur *Entsolidarisierung der Gesellschaft* und *Vereinzelung der Individuen* mit sich brächte. Davon sei insbesondere eine Aufweichung des familialen Zusammenhalts betroffen.

Gegen diese allein auf Zersetzungsprozesse gerichtete Sichtweise hat sich in den letzten Jahren jedoch zunehmend eine Gegenthese etabliert. Neben den zersetzenden werden auch konstitutive Prozesse ins Auge gefaßt, die *neue Formen der Gemeinschaftsbildung* hervorbringen. Der Wandel sozialer Beziehungen wird eher als ein den veränderten Lebensbedingungen angepaßter Struktur- und Funktionswandel beschrieben. Persönliche Beziehungen haben heute ein teilweise verändertes Aufgabenspektrum, und sie können außerdem — aufgrund abnehmender Zumutungen und Zwänge — freier nach den eigenen Wünschen und Bedürfnissen gestaltet werden. In dieser Sichtweise gibt es ein Fortbestehen stabiler und funktionierender Netzwerke, auch wenn sie im Vergleich zu früher räumlich weniger stark konzentriert sind und frei gewählte Sozialbeziehungen eine gestiegene Bedeutung im Vergleich zu vorgegebenen Sozialbeziehungen haben.

Betrachtet man die gegenwärtigen Entwicklungstendenzen auf der Ebene von Haushalts- und Familienformen (Peuckert 1989), so scheinen sie die These eines Bindungszersfalls eindeutig zu bestätigen. Wir haben einen längerfristigen Rückgang sowohl der Heiratsneigung als auch der Geburten zu ver-

zeichnen, auch wenn sich innerhalb der letzten drei Jahre in beiderlei Hinsicht ein leichter Wiederanstieg abzeichnet. Dennoch werden die Privathaushalte weiterhin im Schnitt immer kleiner, kinderlose Ehen häufiger und lebenslange Partnerschaften immer seltener. Insbesondere der Anteil der Einzelpersonenhaushalte nimmt stark zu. Dabei handelt es sich überwiegend um alleinwohnende Verwitwete und um junge Singles, die das Elternhaus verlassen haben, ohne bereits mit einem Partner zusammenzuleben. Zu diesen beiden Gruppen gesellen sich zunehmend Geschiedene, die nicht gleich wieder eine Partnerschaft eingehen, sowie Ledige, die sehr spät oder gar nicht heiraten. Zusammen mit den Alleinerziehenden, kinderlosen Paaren und den unverheiratet zusammenlebenden Paaren repräsentieren sie diejenigen Lebensformen, die die höchsten Zuwachsraten zu verzeichnen haben (Hoffmann-Nowotny 1987).

Diese offensichtlichen Strukturveränderungen und -schwächungen können auf einen längerfristigen Prozeß der *Modernisierung* (Zapf u.a. 1987) und *Individualisierung* (Beck 1986) der Industriegesellschaft zurückgeführt werden. Vor allem die gesamtgesellschaftliche Steigerung des Wohlstandsniveaus, der Ausbau der sozialen Sicherungssysteme, die gestiegene Lebenserwartung sowie die Erweiterung der Bildungs- und Erwerbchancen insbesondere für Frauen haben innerhalb der letzten beiden Jahrzehnte eine individualisiertere, d.h. weniger als vorher durch strikte Vorgaben kanalisierte *Biographieplanung* ermöglicht (Kohli 1986, Mayer 1986). Diesen objektiven Veränderungen von Lebensbedingungen entspricht auf der subjektiven Seite eine Differenzierung des Wertesystems durch den Einschluß postmaterialistischer Orientierungen (Zukunftsperspektiven 1983) sowie eine Aufweichung vorgegebener sozialer Identitäten (Nunner-Winkler 1985).

In diesem Zusammenhang kann die Zunahme kleiner und nichtfamilialer Haushalte sicherlich als eine Entwicklung hin zu einer individualisierteren Lebensführung gedeutet werden, zu mehr Unabhängigkeit voneinander in der Zeiteinteilung und der Wahl von Lebensstilen. Auch hat u.a. die Infragestellung der klassischen, geschlechtsspezifischen Biographiemuster zu einem Bedeutungsverlust des Verhaltensmodells der arbeitsteiligen Kernfamilie geführt. Damit ist es nach Beck (1986: 189) zu einem „Verlust an traditionellen Formen der Angstbewältigung“ gekommen, wobei „die Mehrzahl der Menschen ... in eine ihnen unter Schmerzen und Ängsten *historisch verordnete Erprobungsphase der Formen ihres Zusammenlebens* eingetreten sind“ (Hervorhebung durch den Autor). Inwieweit ist das jedoch — über eine mehr oder weniger große Verunsicherung hinaus — auch gleichbedeutend damit, daß die Menschen immer weiter auseinanderrücken, daß die familiale — oder auch die familienübergreifende — Solidarität geschwächt wird?

Zwei grundsätzliche Überlegungen lassen es als etwas voreilig erscheinen, von der Struktur von Haushalten direkt auf den Zustand der sozialen Integration bzw. Isolation zu schließen. Zum einen ist zu beachten, daß *Alleinwohnen*

nicht gleichbedeutend sein muß mit *Alleinleben*. Häufige und intensive Kontakte zu Familie und Verwandtschaft müssen keineswegs von einer gemeinsamen Haushaltszugehörigkeit abhängig sein, und selbst ein Fehlen familial-verwandtschaftlicher Beziehungen muß nicht zu sozialer Isolation führen, wenn stattdessen enge Beziehungen zu Nichtverwandten bestehen.

Zum zweiten sind eine gemeinsame Haushaltszugehörigkeit, das Vorhandensein naher Verwandter oder häufige Interaktionen mit Verwandten und Freunden nicht an sich schon eine Garantie für Verfügbarkeit und Qualität einer Palette von verschiedenen Formen der sozialen Unterstützung wie motivationale Unterstützung, soziale Anerkennung oder die Vermittlung eines Zugehörigkeitsgefühls (Pfaff 1989); und genauso wenig muß räumliche Distanz beispielsweise ein Hindernis für ein gegenseitiges Verpflichtungsgefühl oder, auf der praktischen Ebene, eine Aushilfe in Krankheitsfällen sein.

Von daher ist ein Bedeutungsverlust bisher vorherrschender Organisationsformen von Sozialbeziehungen zunächst ein bloßer Strukturwandel und noch keine ausreichende Basis, um auch von einem Verlust an Kontakten und an Solidarität zu sprechen. Eine derartige Bilanzierung ist jedoch eher auf der Basis von Untersuchungen möglich, die die Konsequenzen spezifischer einzelner „neuer“ Lebensformen auf der Ebene wechselseitiger sozialer Unterstützung untersuchen und mit der „Leistungsfähigkeit“ traditionaler Lebensformen vergleichen.

## *2. Untersuchungsansatz und Vorgehensweise*

Solche Untersuchungen dürfen also nicht auf haushaltsinterne oder nur familiäre Beziehungen beschränkt sein, sondern sie müssen auch die haushalts-externen und nichtfamilialen Kontakte mit einbeziehen, und sie sollten sich auf möglichst viele und verschiedene Formen der sozialen Unterstützung und ihre subjektive Bewertung beziehen.

Zu diesen Fragen besteht noch ein erhebliches Defizit an Empirie. Die folgenden Analysen auf der Basis von insgesamt fünf repräsentativen Bevölkerungsumfragen können in diesem Sinne zu einer differenzierteren Einschätzung der Konsequenzen des derzeitigen Individualisierungsprozesses beitragen. Es handelt sich dabei um die Wohlfahrtssurveys von 1978, 1980, 1984 und 1988 sowie den Allbus 1986.

„Wohlfahrtssurveys“ und „Allbus“ sind Umfragen, die für die deutsche Bevölkerung ab 18 Jahren, die innerhalb der Bundesrepublik Deutschland einschließlich West-Berlin lebt, repräsentativ sind. Die Wohlfahrtssurveys wurden im Sonderforschungsbereich 3 der Universitäten Frankfurt/Main und Mannheim unter der Leitung von Wolfgang Zapf, Wolfgang Glatzer und Heinz-Herbert Noll entwickelt. Bisher wurden vier Querschnittsbefragungen durchgeführt: 1978, 1980, 1984 und 1988. Ihr Frageprogramm ist darauf ausgerichtet, objek-

tive Lebensbedingungen und subjektive Lebensqualität in mehreren Lebensbereichen zu messen. Sie enthalten zu einem großen Teil Replikationsfragen, so daß mit ihnen Vergleiche über den Zeitraum der letzten zehn Jahre möglich sind. Die Stichprobengröße liegt bei jeweils etwa 2000 Fällen.

Der Allbus 1986 wurde im Rahmen des Forschungsprogramms „Allbus“ (Allgemeine Bevölkerungsumfrage für die Sozialwissenschaften) bei ZUMA (Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen) in Mannheim erhoben. Auch dabei handelt es sich um eine Mehrthemenumfrage, allerdings mit einem stärker wechselnden Frageprogramm. Die Stichprobengröße liegt hier bei etwa 3000 Fällen.

Mit diesen Datensätzen ist es möglich, ein insgesamt relativ breites Spektrum von Kontaktarten und Formen sozialer Unterstützung abzudecken und verschiedene „neue“ und „traditionale“ Lebensformen zu vergleichen. Unter „neuen“ Lebensformen verstehe ich dabei solche, die in den letzten Jahren sich als lebensphasenspezifische oder als ständige Alternativen zu familialen Lebensformen etablieren. Im folgenden, dritten Abschnitt werden nichteheliche mit ehelichen Lebensgemeinschaften verglichen. Im vierten Abschnitt werden dann familiäre Haushalte mit nichtfamiliären Haushalten verglichen. Ein besonderes Augenmerk liegt dabei zusätzlich auf strukturell gleichen Haushalten, die jedoch ganz unterschiedliche Lebensformen darstellen: Beispielsweise können Einpersonenhaushalte aus jungen Ledigen, alten Ledigen oder Verwitweten bestehen; und Ehepaare können noch nicht oder endgültig keine Kinder haben, oder die Kinder haben bereits alle das Elternhaus verlassen. Im fünften Abschnitt schließlich werden einige Trends für den Zeitraum der letzten acht bis zehn Jahre dargestellt.

### 3. Eheliche und nichteheliche Lebensgemeinschaften

Die Ehe ist heute nicht mehr die allein akzeptierte Organisationsform der Partnerschaft zwischen Männern und Frauen. Unverheiratet zusammenlebende Paare haben sich seit Beginn der 70er Jahre zunehmend als legitime Form des Zusammenlebens vor und neben der Ehe etabliert, zumindest solange (noch) keine Kinder vorhanden sind. Verschiedenen Untersuchungen zufolge können die nichtehelichen Lebensgemeinschaften nur zum Teil als bloße „Probe-Ehen“, d.h. als Vorstufe zu Ehe und Familiengründung angesehen werden.<sup>1</sup> Für einen anderen Teil stellen sie eine, mehr oder weniger bewußt als Alternative zur Ehe konzipierte, neue Form des Zusammenlebens dar (Peuckert 1989: 164).

Ungeachtet solcher internen Differenzierungen stellt sich jedoch die Frage, welche Konsequenzen sich aus der Etablierung dieser weniger formalisierten Form des Zusammenlebens für die Erwartbarkeit informeller Hilfe in der Gesellschaft ergeben. Diese Frage betrifft einmal das *Binnenverhältnis* der Partner zueinander, zum zweiten ihr *Außenverhältnis*, d.h. ihr Eingebundensein in verwandtschaftliche und nichtverwandtschaftliche Hilfebeziehungen.

Wie die Auswertungen im einzelnen zeigen, können eheliches und nichteheliches Zusammenleben — hinsichtlich der innerhalb der jeweiligen Partnerschaften wechselseitig geleisteten sozialen Unterstützung — tatsächlich als funktional weitgehend äquivalent angesehen werden. Leben die jeweiligen Partner zusammen in einem Haushalt, so finden wir in beiden Lebensformen — bei statistischer Kontrolle von Kinderzahl, Alter und Geschlecht — eine gleich starke Dominanz des Partners als Hilfequelle bei allen untersuchten Formen der sozialen Unterstützung. Geht es um die Hilfe bei Depressionen, um das Besprechen von persönlichen Problemen oder um Ratschläge bei wichtigen Veränderungen im Leben, wird bei verheirateten als auch bei den unverheiratet zusammenwohnenden Paaren gleichermaßen zu 75 % zuerst der Partner um Hilfe angegangen. Auch bei praktischen Arbeiten, beispielsweise im Haushalt oder bei Besorgungen im Krankheitsfall, gibt es keine signifikanten Unterschiede.

Gering sind schließlich auch die Unterschiede hinsichtlich ihres jeweiligen Außenverhältnisses: Nichtehelich Zusammenlebende haben etwas häufigere Unterstützungsbeziehungen mit Freunden, und sie sind fast ebenso stark in Hilfe unter Verwandten involviert wie verheiratete Paare. Insgesamt scheint also der geringere Institutionalierungsgrad nichtehelicher Lebensgemeinschaften keineswegs mit einer geringeren Verpflichtung zu gegenseitiger Hilfe verbunden zu sein, auch nicht im Hinblick auf Verwandtenbeziehungen.

#### 4. *Familiale und nichtfamiliale Lebensformen*

Im folgenden sollen Lebensformen miteinander verglichen werden, die entweder mit unterschiedlichen Lebensphasen verknüpft sind oder aber verschiedene Alternativen im Lebensverlauf darstellen. Bei der vergleichenden Gegenüberstellung dieser Lebensformen gilt ein besonderes Augenmerk eventuellen Unterschieden, die zwischen „strukturell gleichen Haushalten, aber unterschiedlichen, dahinterstehenden *Lebensbiographien* bestehen, sowie den Konsequenzen, die mit den „*neuen*“ im Vergleich zu den eher „*traditionalen*“ Lebensformen verbunden sind.

Wie wenig die Haushaltssituation allein etwas über soziale Einbindung sowie über die zur Verfügung stehende soziale Unterstützung innerhalb verschiedener Lebensformen aussagt, läßt sich anhand einer relativ breit gefächerten Palette von Indikatoren zeigen. Sie betreffen das jeweilige Ausmaß an Kontakten (Tabelle 1), das Ausmaß der subjektiv empfundenen Einsamkeit und die Unterstützung, die *von* anderen Personen verfügbar ist (Tabelle 2), sowie die *für* andere Personen geleistete Unterstützung.

Bemerkenswert ist zunächst, daß es fast immer die gleichen Lebensformen sind, die jeweils über bzw. unter dem Durchschnitt der verschiedenen Kon-

Tab. 1: Strukturelle Dimensionen sozialer Isolation in verschiedenen Lebensformen (Angaben in %)

	kein Lebenspartner <sup>4</sup>	keine Besuche mit Verwandten <sup>5</sup>	kein bester Freund <sup>6</sup>	Isolation Nachbarn <sup>7</sup>	kumulierte Isolation <sup>8</sup>
<i>Familienhaushalte</i>					
Paar <sup>1</sup> , jüngstes Kind unter 6 J.	0	11	17	32	5
Paar, jüngstes Kind 6-12 J.	0	12	28	27	10
Paar, jüngstes Kind 13-17 J.	0	11	26	30	8
Paar, jüngstes Kind über 17 J.	0	0	35	21	6
Ledig, bei Eltern wohnend	80	0	8	29	18
Alleinerziehende	56	10	23	43	27
<i>Nichtfamiliale Haushalte</i>					
Paar ohne Kind <sup>2</sup> , 18-29 J.	0	9	13	49	2
Paar ohne Kind, 30-59 J.	0	23	25	35	10
Paar ohne Kind, 60 J. und älter	0	51	21	26	
Paar, „leeres Nest“, unter 60 J.	0	7	33	31	7
Paar, „leeres Nest“, 60 J. und älter	0	11	40	26	13
Ledig, alleinwohnend, unter 35 J.	65	24	9	53	23
Ledig, alleinwohnend, 35 J. und älter	86	43	23	21	64
Getrennt oder geschieden Lebende, ohne Kind <sup>3</sup>	61	27	30	49	36
Verwitwete, mit Kind <sup>2</sup>	94	9	40	21	57
Verwitwete, ohne Kind <sup>2</sup>	83	38	39	23	66
<i>Insgesamt</i>	28	13	26	30	21

1 Die Bezeichnung „Paar“ bezieht sich auf Befragte, die — verheiratet oder unverheiratet — mit einem Lebenspartner zusammenwohnen. Sind Kinder vorhanden, handelt es sich fast ausschließlich um Ehepaare

2 Kind inner- oder außerhalb des eigenen Haushalts

3 Kind im Haushalt

4 Kein Lebenspartner: weder innerhalb noch außerhalb des eigenen Haushalts

5 Kein Besuchskontakt: Mit keinem Verwandten (außer Partner) mindestens monatlichen Besuchskontakt

6 Kein bester Freund/keine beste Freundin als „die Person, die Ihnen am nächsten steht“, außer Lebenspartner und Verwandten

7 Keine Nachbarn vorhanden, mit denen man sich gut versteht, bzw. mit denen man keinen Besuchskontakt hat.

8 Kumulierte Isolation: mindestens zwei der folgenden drei Isolationsmerkmale: Kein Lebenspartner/kein(e) beste(r) Freund(in) vorhanden/mindestens monatlichen Besuchskontakt mit Verwandten

Datenbasis: Allbus 1986 (Freunde, Verwandte, kumulierte Isolation), Wohlfahrtssurvey 1984 („Isolation Nachbarn“)

Tab. 2: Erhaltene soziale Unterstützung und subjektive Einsamkeit in verschiedenen Lebensformen

	Wohnung tapezieren: Hilfe von Personen ...			informelle Hilfe bei Depres- sionen	subjektive Einsam- keit <sup>4</sup>
	innerhalb Haushalt	außerhalb Haushalt	formale Instanzen		
in %					
<i>Familienhaushalte</i>					
Paar <sup>1</sup> , jüngstes Kind unter 6 J.	84	8	9	95	11
Paar, jüngstes Kind 6-12 J.	80	5	15	93	9
Paar, jüngstes Kind 13-17 J.	79	7	14	91	11
Paar, jüngstes Kind über 17 J.	66	10	24	92	11
Ledig, bei Eltern wohnend	73	14	13	95	15
Alleinerziehende	63	20	18	67	18
<i>Nichtfamiliale Haushalte</i>					
Paar ohne Kind <sup>2</sup> , 18-29 J.	84	14	2	95	19
Paar ohne Kind, 30-59 J.	75	4	21	99	15
Paar ohne Kind, 60 J. und älter	48	12	40	91	22
Paar, „leeres Nest“, unter 60 J.	71	14	16	91	13
Paar, „leeres Nest“, unter 60 J.	71	14	16	91	13
Paar, „leeres Nest“, 60 J. und älter	42	21	37	87	11
Ledig, alleinwohnend, unter 35 J.	73	18	9	93	15
Ledig, alleinwohnend, 35 J. und älter	35	30	45	68	39
Getrennt oder geschieden					
Lebende, ohne Kind <sup>3</sup>	53	18	29	77	37
Verwitwete, mit Kind <sup>2</sup>	32	36	33	77	42
Verwitwete, ohne Kind <sup>2</sup>	17	19	64	76	50
<i>Insgesamt</i>	65	14	21	89	17

1 Befragte, die — verheiratet oder unverheiratet — mit einem Lebenspartner zusammenwohnen. Sind Kinder vorhanden, handelt es sich fast ausschließlich um Ehepaare.

2 Kind inner- oder außerhalb des eigenen Haushalts

3 Kind im Haushalt

4 Subjektive Einsamkeit: Antwortkategorien „stimmt ganz und gar“ oder „stimmt eher“ zu der Feststellung: „Ich fühle mich oft einsam“.

*Datenbasis:* Wohlfahrtssurvey 1984 (Wohnung tapezieren, subj. Einsamkeit), Allbus 1986 (Hilfe bei Depressionen)

takt- und Unterstützungsformen liegen. Dabei sind Personen in „traditiona-  
len“, *familialen* Haushalten im allgemeinen leicht überdurchschnittlich gut

mit Unterstützungsbeziehungen und sonstigen Kontakten „versorgt“. Auch klagen hier die wenigsten Menschen über Einsamkeit.

Abgesehen davon haben *junge* Personen im allgemeinen bessere Möglichkeiten zu Kontakten und Hilfebeziehungen als *ältere* Menschen. Jüngere Menschen sind gleichzeitig auch der wichtigste Aktivposten für Hilfeleistungen an andere Personen außerhalb ihres eigenen Haushalts. Dies gilt sowohl für Ledige als auch für Paare mit und Paare ohne Kinder. Beispielsweise hilft über die Hälfte der Eltern mit kleinen Kindern auch in anderen Haushalten bei der Kinderbetreuung aus. In dieser Hinsicht existiert also ein bedeutsames Potential wechselseitiger Selbsthilfe. Insbesondere die jüngeren Singles, die allerdings auch keine weiteren Austauschpartner innerhalb ihres Haushalts haben, sind bei fast allen untersuchten Arten von Hilfen für andere mit am häufigsten engagiert.

Auch die *Alleinerziehenden* und die *Geschiedenen* ohne Kinder können nicht pauschal als Problemgruppen im Hinblick auf Kontakt- und Unterstützungspotentiale bezeichnet werden. Immerhin hat fast die Hälfte dieser Personen einen *Lebenspartner*, wenn auch außerhalb des eigenen Haushalts. Ansonsten sind sie lediglich bei Kontakten zu Nachbarn unterdurchschnittlich repräsentiert. Allerdings verfügen Geschiedene ohne Kinder unterdurchschnittlich häufig über praktische und insbesondere emotionale Unterstützung. Sie gehören auch zu den Gruppen, die mit am häufigsten über Einsamkeit klagen.

Je nach Alter und Lebensgeschichte der Befragten können *strukturell gleiche Haushaltsformen* mit sehr *unterschiedlichen Kontakt- und Unterstützungspotentialen* verbunden sein. *Alleinwohnende Ledige*, die in jüngeren Jahren meistens in häufige und vielfältige Hilfebeziehungen eingebettet sind, werden in höherem Alter in fast jeder Hinsicht zu einer der ausgeprägtesten Problemgruppen. Ähnlich groß sind die Unterschiede zwischen jüngeren und älteren Paaren ohne Kinder sowie, auf der einen Seite, zwischen solchen Paaren bzw. Verwitweten, die überhaupt *keine Kinder* haben, und auf der anderen Seite solchen in der Phase des „*leeren Nestes*“, d.h. deren Kinder das Elternhaus bereits verlassen haben. Offensichtlich können ältere Paare und Verwitwete ohne Kinder deren fehlende Unterstützung kaum über andere Beziehungen kompensieren. Sie sind stark auf sich selbst, d.h. ihre eigene (Leistungs-) Fähigkeit angewiesen, sich informelle Hilfe nach dem direkten „Wie-du-mir-so-ich-dir“-Prinzip zu organisieren. Von daher erstaunt es auch nicht, daß sie sich besonders oft einsam fühlen. Detailliertere Analysen zeigen, daß erwachsene Kinder auch nach dem Auszug aus dem Elternhaus die wichtigste Hilfeinstanz für ihre Eltern darstellen. Bis zu einer Wegstrecke von etwa einer halben Stunde werden die Eltern in nicht geringerem Umfang unterstützt wie Eltern, die im selben Haushalt leben. Im Gegenteil scheint sogar eine kleinere Entfernung von etwa 15 Minuten für die Aufrechterhaltung einer stabilen Hilfebeziehung sogar günstiger zu sein als ein Leben in einem gemeinsamen Haushalt.

Das Zusammenleben mehrerer Familiengenerationen im selben Haushalt scheint also kein ausschlaggebendes Kriterium für den solidarischen Zusammenhalt zwischen den Generationen darzustellen. Die Zunahme von jüngeren Alleinwohnenden und der Auszug der Kinder aus dem Elternhaus sind deshalb auch kaum als Indikator für ein abnehmendes Solidaritätspotential in der Gesellschaft zu verstehen. Dagegen scheint, insbesondere im Hinblick auf drohende Einsamkeitsgefühle, das Leben ohne einen festen Partner beim Älterwerden ein Problem zu werden, das nicht über andere Kontakte kompensiert werden kann. Auch kinderlose Ehen entwickeln sich mit fortschreitendem Alter nicht nur zu einem Problem für die Rentenversicherung, sondern sind auch für die Paare selbst mit einem geringeren Potential an informeller Unterstützung verbunden. „Alte“ und „neue“ Lebensformen lassen sich also nicht pauschal im Hinblick auf ihr Solidaritätspotential bewerten, sondern müssen differenziert betrachtet werden.

##### *5. Tendenzen 1978 bis 1988*

Abnehmende kulturelle Verbindlichkeiten der Lebensgestaltung und strukturelle Veränderungen sind fast zwangsläufig mit Verunsicherungen und der Gefahr eines Vertrauensverlustes insbesondere in vorgegebene Sozialbeziehungen verbunden. Die Frage ist, wie die einzelnen Menschen darauf reagieren. Ändern sie ihr Kontakt- und Hilfeverhalten aus dem Bewußtsein heraus, auf die Erwartbarkeit informeller Hilfe angewiesen zu sein? Am Beispiel von Freundschaftsbeziehungen und einer Reihe güterbezogener und personenbezogener Hilfen für Verwandte, Freunde/Bekannte und Nachbarn will ich versuchen, einige kurzfristige Entwicklungstendenzen nachzuzeichnen.

Die Einschätzung der „Möglichkeiten, mit anderen Menschen in Kontakt zu kommen, mit denen man Freundschaft schließen könnte“, hat sich von 1978 zu 1988 nicht signifikant verändert: 1978 waren es 73 Prozent, die angaben, gute Kontaktmöglichkeiten zu besitzen, und 1988 waren es 74 Prozent. Dagegen ist die Häufigkeit von Freundschaftsbeziehungen sogar gestiegen: Das Vorhandensein zumindest eines „wirklich engen“ Freundes bzw. einer „wirklich engen“ Freundin außerhalb der Familie haben 74 Prozent der Befragten im Jahr 1978 und 73 Prozent im Jahr 1984 bejaht; 1988 war dieser Anteil auf 81 Prozent angestiegen.

Lassen sich bestimmte Bevölkerungsgruppen als Träger dieser Entwicklung identifizieren, oder verlief die Zunahme an Freundschaftsbeziehungen in allen Gruppen ungefähr gleich? Es zeigt sich, daß es vor allem Frauen (im Vergleich zu Männern), verheiratete und verwitwete Menschen (im Vergleich zu ledigen) sowie Personen aus der Arbeiterschicht (im Vergleich zu Mittel- und Oberschicht) sind, bei denen Freundschaftsbeziehungen besonders stark zugenom-

men haben. Es handelt sich bei ihnen um diejenigen Bevölkerungsgruppen, die traditionell eher verwandtschaftlich orientiert und seltener in Freundschaftsbeziehungen engagiert waren. Hier scheint sich nun eine leichte Tendenz zur Reduzierung der jeweiligen Unterschiede abzuzeichnen. Lagen beispielsweise Ledige und Verheiratete im Jahr 1978 noch um 16 Prozentpunkte auseinander (90 % versus 74 %), so ist dieser Unterschied 1988 auf neun Prozent gesunken (91 % versus 82 %). In ähnlichem Umfang ist der Unterschied zwischen Arbeiterschicht und Oberer Mittelschicht bzw. Oberschicht von 21 auf 16 Prozent reduziert worden. Wir beobachteten also insgesamt eine Tendenz der generellen Zunahme von Freundschaftsbeziehungen bei leichter Einbnung von Unterschieden zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen.

Innerhalb der letzten acht Jahre haben nicht nur Freundschaftsbeziehungen an sich, sondern auch Hilfeleistungen unter Freunden deutlich zugenommen. Dies trifft insbesondere für gelegentlich anfallende praktische Hilfen (Umzug, Wohnungsrenovierung) und — stärker noch — für die Betreuung kleiner Kinder und die Hilfe bei persönlichen Problemen zu. Innerhalb des gleichen Zeitraums sind Hilfen zwischen Verwandten in etwa auf gleichem Niveau geblieben. Nachbarliche Hilfen haben nur leicht zugenommen, und zwar bei der Gartenarbeit und der Betreuung kleiner Kinder. Damit scheint sich die relative Bedeutung der einzelnen Teilgruppen — Verwandte, Freunde, Nachbarn — als Unterstützungspotentiale etwas verschoben zu haben. Vor zehn Jahren galt noch, daß, bis auf die Hilfe bei persönlichen Problemen, die Verwandten fast durchweg und mit deutlichem Abstand die wichtigste Hilfeinstanz außerhalb des eigenen Haushalts waren. Mit dieser Eindeutigkeit läßt sich das heute nicht mehr sagen. Freunde und Bekannte haben bei einigen Hilfen gleichgezogen (Wohnungsrenovierung, Beaufsichtigung kleiner Kinder) oder in ihrer Bedeutung die Verwandten sogar überflügelt (Umzugshilfe, Hilfe bei persönlichen Problemen).<sup>2</sup> Um Mißverständnisse zu vermeiden: Unterstützung innerhalb des Verwandtschaftssystems ist nicht seltener geworden, sondern Hilfen unter Nichtverwandten sind mittlerweile ähnlich häufig. Am nachgeordneten Stellenwert der Nachbarn hat sich nichts geändert. Er liegt weiterhin mit großem Abstand hinter dem von Verwandten als auch von Freunden. Nur in alltäglichen Dingen und bei bestimmten Personengruppen haben sie eine größere Bedeutung. Familien mit kleinen Kindern und ältere Menschen waren und sind noch am ehesten in nachbarliche Hilfebeziehungen eingebunden.

Man sollte jedoch vorsichtig sein in der Einschätzung und Verallgemeinerung dieser Trends. Es gibt unter den hier untersuchten Unterstützungsleistungen eine bemerkenswerte Ausnahme, bei der Hilfe unter Freunden *nicht* überproportional zugenommen hat: die Betreuung von Kranken und Behinderten. Bei dieser sozialpolitisch besonders bedeutsamen Form der informellen Hilfe blieb auch während der letzten Jahre die eindeutige Vorrangstellung verwandtschaftlichen Beistands bestehen. Mit Tendaussagen sollte man auch generell

vorsichtig sein, wenn lediglich drei Meßzeitpunkte vorliegen. Angesichts der Größenordnung der Veränderungen sind die Zweifel hinsichtlich der Richtung eines Trends jedoch eher gering: Er geht in Richtung einer zunehmenden Bedeutung haushaltsübergreifender Unterstützungspotentiale, und zwar vor allem zwischen Nichtverwandten.

## 6. Ausblick

Insgesamt präsentieren uns die empirischen Analysen ein vielschichtigeres Bild als es ein summarischer Begriff wie Individualisierung oder Gemeinschaftsverlust nahelegen würde. Die Pluralität von realisierten Möglichkeiten der Gemeinschaftsbildung nimmt offensichtlich zu. Wenn aber Gemeinschaftsbildung zu einer — mehr als vorher — individuell zu erbringenden Leistung wird, entsteht die Frage, ob sich dabei bestimmte Verlierer- oder Gewinnergruppen herausbilden. Einige der beobachtbaren Veränderungen scheinen zwar zunächst einen Trend zur Vereinzelung anzuzeigen, erweisen sich jedoch bei näherer Betrachtung keineswegs als Indikatoren eines Austrocknens von Solidaritätspotentialen, wie das Beispiel der vielgescholtenen Singles zeigt. In den wachsenden Anteilen älterer lediger Personen, Verwitweter und kinderlos bleibender Ehepaare ließen sich jedoch auch Gruppen identifizieren, die ein zunehmendes Risiko für die informelle Versorgungsfähigkeit unserer Gesellschaft darstellen. Hier scheint durchaus die Gefahr zu bestehen, daß wir — durchaus ähnlich zur ökonomischen Situation — auch in dieser Hinsicht auf eine Art „Zweidrittelgesellschaft“ zusteuern. Zumindest die oft isolierte Situation der Verwitweten läßt sich dabei allerdings gerade nicht auf eine Zunahme hedonistischer Einstellungen und Verhaltensweisen zurückführen, sondern sie ist Ausdruck struktureller demographischer Veränderungen.

Die größere Vereinzelungsgefahr in diesen Lebensformen liegt hauptsächlich und direkt im damit verbundenen Fehlen eines Lebenspartners bzw. dem Fehlen von Kindern begründet. Indirekt sind Ehepartner aber oft auch Anknüpfungspunkte für weitere Kontakte zu Verwandten und Nichtverwandten: Viele Untersuchungen haben die auch theoretisch plausible Annahme belegt, daß eine der förderlichsten Bedingungen für Freundschaftsbeziehungen gemeinsame Probleme, Lebensumstände und wahrgenommene Ähnlichkeiten sind. Vor allem dann, wenn Ehe und/oder Kinder für eine Alterskohorte die Norm sind — und das ist auch heute noch der Fall —, fällt deren Fehlen also unter Umständen doppelt ins Gewicht.

Es bedeutet jedoch nicht unbedingt, daß diese Aussage auch für die Zukunft gelten muß. In dem Maße, in dem „neue“ Lebensformen sich ausbreiten und quasi ebenfalls zu einem Stück Normalität werden, steigt auch die Möglichkeit neuer Formen der Gemeinschaftsbildung — vor allem über nichtver-

wandtschaftliche Beziehungen. Inwiefern solche Möglichkeiten durch flankierende institutionelle Regelungen zusätzlich abgesichert und gefördert werden können, muß und wird auch in der Gesellschaftspolitik zunehmend diskutiert werden. Hier ist Phantasie bei der Erfindung sozialer Innovationen gefragt, und zwar vor allem im Hinblick darauf, wie die *Erwartbarkeit* von gegenseitiger Hilfe, die innerhalb des Verwandtschaftssystems durch die Gegebenheit und Dauerhaftigkeit der Beziehungen gestützt wird, auch für andere Beziehungen hergestellt werden könnte.

#### *Anmerkungen*

- 1 Dabei dürfte es sich jedoch um den größeren Teil handeln. Nach Auswertungen des Sozio-ökonomischen Panels sind von den nichtehelichen Lebensgemeinschaften zum Erhebungszeitpunkt 1984 bereits *ein Jahr später* nur noch 79 % übrig geblieben. In 2 % der Fälle kam ein Kind dazu, wobei in jeweils einem Prozent der Status der Nichtehelichkeit (zunächst?) bestehen blieb bzw. in eine reguläre Ehe gemündet hat. 12 % haben auch ohne Kind innerhalb dieses Jahres geheiratet, und 7 % haben sich im selben Zeitraum getrennt (Witte 1987).
- 2 Zu beachten ist aber, daß sich diese Angaben jeweils nur auf Personen *außerhalb* des eigenen Haushalts beziehen. Sofern *innerhalb* des eigenen Haushalts zusätzlich Verwandte vorhanden sind (außer dem Ehepartner), bleibt deren Bedeutung in den berichteten Angaben unberücksichtigt.

#### *Literatur*

- Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt 1986
- Diewald, Martin: Der Wandel von Lebensformen und seine Folgen für die soziale Integration (WZB-Bestellnummer P 89 - 104)
- Diewald, Martin: Private Netzwerke, in: Datenreport 1989, hrsg. vom Statistischen Bundesamt und dem Sonderforschungsbereich 3. Stuttgart 1989
- Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim: Ehe und Familie in der modernen Gesellschaft. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage z. Das Parlament, B 13 / 1988, S. 3 - 13
- Kohli, Martin: Gesellschaftszeit und Lebenszeit. Der Lebenslauf im Strukturwandel der Moderne. In: Soziale Welt, Sonderband 4, 1986, S. 183 - 208
- Mayer, Karl Ulrich: Structural Constraints on the Life Course. In: Human Development, 29 (1986), S. 163 - 171
- Nunner-Winkler, Gertrud: Identität und Individualität. In: Soziale Welt, 1985, S. 466 - 482
- Peuckert, Rüdiger: Der soziale Wandel der Familienformen in der Bundesrepublik Deutschland seit der Nachkriegszeit. In: Gegenwartskunde, Heft 2 1989, S. 153 - 165
- Pfaff, Holger: Streßbewältigung und soziale Unterstützung. Zur sozialen Regulierung individuellen Wohlbefindens. Weinheim 1989
- Witte, James: Haushalt und Familie, in: Datenreport 1987, hrsg. vom Statistischen Bundesamt und dem Sonderforschungsbereich 3. Stuttgart 1987, S. 368 - 376
- Zapf, Wolfgang u.a.: Individualisierung und Sicherheit. Untersuchungen zur Lebensqualität in der Bundesrepublik Deutschland. München 1987
- Zukunftsperspektiven gesellschaftlicher Entwicklungen. Bericht der Kommission, erstellt im Auftrag der Landesregierung von Baden-Württemberg. Stuttgart 1983.